

ROGER DALTREY
MY GENERATION

ROGER DALTREY

MY GENERATION
AUTOBIOGRAFIE

Deutsch von Kristian Lutze

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»Thanks a lot, Mr Kibblewhite: My Life« bei Blink Publishing,
an imprint of Bonnier Book UK, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

© RHD LLP 2018

© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe
beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München,
nach einem Entwurf von Richard Evans

Redaktion: Gerhard Seidl

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-570-10369-2

www.cbertelsmann.de

INHALT

EINS Das Flanellhemd	9
ZWEI School's Out	27
DREI Die Skiffle-Jahre	45
VIER The Detours	63
FÜNF The High Numbers	81
SECHS »The Who, innit?«	101
SIEBEN Breaking up is hard to do	121
ACHT Dippity-Don't	135
NEUN Tommy	157
ZEHN Flucht aufs Land	179
ELF Who's Next	201
ZWÖLF Unter neuem Management	219
DREIZEHN Familie	233
VIERZEHN Und Action... ..	253
FÜNFZEHN By Numbers	275
SECHZEHN Das Ende, ein Anfang und ein weiteres Ende	291
SIEBZEHN Das Leben danach	303
ACHTZEHN Die Re-Formation	317
NEUNZEHN Brüder	339
ZWANZIG I hoped I'd die	355
DANK	374
BILDNACHWEIS	375
REGISTER	379

Für Heather

EINS

DAS FLANELLEHEMD

An einem schwülen Märzabend 2007 betraten Pete und ich in Tampa, Florida, die Bühne des Ford Amphitheatre. Zum neunten Mal in diesem Monat, zum neunundsiebzigsten Mal in den vergangenen neun Monaten spielte die Band die ersten Takte von »I Can't Explain«. Ich schwang das Mikro in Richtung des Publikums, bereit, loszulegen wie immer. Bereit, die erste Zeile zu treffen ... »Got a feeling inside«. Aber das Mikro wog eine Tonne. Es zog hinaus wie ein Schiffsanker. Ob es wieder zurückkam, weiß ich nicht. Mir wurde schwarz vor Augen.

Als ich wieder zu mir kam, war ich hinter der Bühne. Die Lichter waren verschwommen, besorgte Stimmen wurden mal lauter, mal leiser. Unter ihnen die von Pete, der wissen wollte, was los war. Und aus der Ferne konnte ich das Getöse von zwanzigtausend enttäuschten Fans hören.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte ich es jedes Mal geschafft. Ich war immer erschienen und aufgetreten. Hunderte von Gigs. Tausende. Pubs, Clubs, Bürgerzentren, Kirchsäle, Konzerthallen, Stadien, die Pyramid Stage, die Hollywood Bowl, Woodstock. Aber nicht an jenem Abend. Zum ersten Mal, seit ich mir im Alter von zwölf ein Mikro geschnappt und

Elvis gesungen hatte, konnte ich nicht auftreten. Als man mich in einen Krankenwagen verfrachtete, war ich enttäuschter als irgendjemand sonst an diesem Abend. Ich lauschte den Sirenen – eine weitere neue Erfahrung – und fühlte mich hilflos.

In den Tagen danach dokterten die Ärzte viel an mir herum und fanden schließlich heraus, dass der Salzgehalt in meinem Körper niedriger war, als er sein sollte. Rückblickend erscheint es offensichtlich, aber von allein bin ich nicht dahintergekommen. Jedes Mal wenn wir auf Tour gingen, wurde ich nach zwei bis drei Monaten krank. Wirklich krank. Und nach all den Jahren erfahre ich, dass es dafür einen ganz einfachen Grund gab. Es war Salz – oder der Mangel an Salz. All das Herumrennen und Schwitzen hat mich ausgelaugt. Wir waren Sportler, haben aber nie wie Sportler trainiert und gelebt. Zwei oder drei Stunden pro Abend, Abend für Abend, und wir haben uns nichts dabei gedacht. Kein Aufwärmen. Kein Stretchen. Keine Vitaminzusätze. Nur eine Garderobe mit Alkohol. Schließlich waren wir eine Rockband und keine Fußballmannschaft.

Aber das war nicht das Einzige, das ich in jener Woche erfuhr. Ein paar Tage später kam einer meiner Ärzte herein, ein Röntgenbild an die Brust gedrückt.

»Und, Mr. Daltrey, wann haben Sie sich den Rückenwirbel gebrochen?«, fragte er.

Ich wies ihn freundlich darauf hin, dass das nie passiert sei.

Höflich widersprach er mir. Der Beweis war auf dem Röntgenbild in seiner Hand – ein irgendwann gebrochener Wirbel und sein nicht besonders achtsamer Eigentümer. Man sollte meinen, dass ich den Bruch seinerzeit bemerkt hätte, doch ich habe im Lauf der Zeit genug Schrammen

abgekriegt. Zu jeder Rock-'n'-Roll-Geschichte gehört auch ein Anteil von Glück, aber das Glück kommt nur mit harter Schufferei. Wenn man hinfällt, steht man wieder auf und macht einfach weiter. So war es am Anfang, und so ist es heute immer noch.

Mir fielen drei Anlässe ein, bei denen ich mir einen Rückenwirbel gebrochen haben könnte. Da waren zum einen die Dreharbeiten zu dem Song »I'm Free« aus *Tommy*. Nach 1:15 Minuten sieht man auf dem Video, wie ich von einem Soldaten zu einem Salto in die Luft geschleudert werde. Eigentlich war der Stunt unkompliziert, aber ich bin falsch gelandet. Ich weiß nicht mehr, ob ich irgendwas knacken hörte, aber es hat verdammt wehgetan. Und für den Rest des Tages drehten wir die Anfangssequenz des Songs, wo meine Figur Tommy Walker durch eine Glasscheibe fällt. Erst filmten wir die Szene draußen, dann gingen wir ins Studio, um sie vor einem Blue Screen nachzuspielen. Den ganzen Nachmittag lang musste ich aus einer Höhe von einem bis anderthalb Metern auf eine Matte fallen. Und Schnitt.

»Noch einmal, Roger.« Das war Ken Russells Lieblingspruch. Er trieb seine Schauspieler immer gern bis an ihre Grenze.

»Bist du sicher, dass wir die Szene noch nicht im Kasten haben, Ken?«, erwiderte ich mit möglicherweise gebrochenem Rückenwirbel.

»Noch einmal, Roger.«

»Geht klar, Ken.«

Oder es hätte am 5. März 2000 auf dem Weg zum Ultimate-Rock-Symphony-Gig im Sydney Entertainment Centre passiert sein können. Paul Rodgers von Bad Company hatte sich krank gemeldet, und ich sollte seine Songs zusätzlich übernehmen. Deshalb wurde der Van früher geschickt,

und ich wärmte meine Stimme auf dem Weg in die Arena auf. Bei einer Übung packe ich mit einer Hand meine Zunge mit einem Handtuch, mit der anderen halte ich mein Kinn, während ich seltsame Skalen singe. Es klingt irre, und es sieht irre aus, als wäre ich von einem Dämon besessen. Ich hoffe, dass es zumindest ein relativ melodiesicherer Dämon ist, trotzdem will man nicht gerade damit beschäftigt sein, wenn man einen Autounfall hat.

Die Frau, die auf den Freeway auffuhr, hatte offenbar andere Ideen und scherte ohne Vorwarnung auf unsere Spur. Mein Fahrer konnte noch bremsen, und wir prallten seitlich gegen ihr Fahrzeug. Es war nicht allzu schlimm. Ich hatte immer noch meine Zunge in ein Handtuch gewickelt in der Hand, und wir lebten beide noch. Auch damals hörte ich kein Knacken, doch es war höllisch schmerzhaft. Als wir schließlich am Auftrittsort ankamen, tauchte ein Osteopath auf und klickte meine Knochen zurück an ihren Platz, bevor ich auf die Bühne ging. Ich schaffte den Gig vermutlich auf reinem Adrenalin, aber in den nächsten drei Jahren hatte ich permanent Schmerzen.

Aber am wahrscheinlichsten ist es wohl in einem Band Camp passiert, an dem ich mit neun oder zehn teilgenommen habe. Sagen wir, es war 1953. Ich war der Sänger unserer Kompanie der Boy's Brigade und schmetterte auf den Schultern unseres Sergeants ahnungslosen Strandurlaubern erbauliche amerikanische Marschlieder entgegen. Ich sang wie ein kleiner Engel.

Das einzige Problem war ein Junge namens Reggie Chaplin. Reggie war auch in der Boy's Brigade. Er war ein wirklich großer Junge, dreißig Zentimeter größer und sechzig Zentimeter breiter als ich. Er wohnte in der Wendell Road in Shepherd's Bush, die nur fünf Minuten von unserem Zu-

hause in der Percy Road entfernt lag, aber diese Entfernung bedeutete einen himmelweiten Unterschied. Es gab Familien, denen man besser nicht querkam. Die gibt es noch immer. So ist London. Und in Shepherd's Bush waren es die Chaplins aus der Wendell Road. Sie waren eine raue Sippe aus einer rauen Straße, und dummerweise hatte es Reggie, der große Reggie, auf mich abgesehen.

Da waren wir also im Band Camp, und weil ich der Kleine war, wurde ich auf einer Decke in die Luft geworfen. So etwas haben Kinder zum Spaß gemacht, bevor iPads erfunden wurden.

Reggie war der Anführer, und als ich fünf Meter in der Luft war, rief er: »Loslassen.« Ich kann bis heute hören, wie der kleine Mistkerl sagt: »Loslassen.«

Natürlich ließen alle die Decke los. Ich krachte auf den Boden und wurde sauber ausgeknockt. Vielleicht hat auch irgendwas geknackt, doch ich war jenseits von Gut und Böse. Das bedeutete einerseits, dass das Band Camp für mich versaut war. Ich musste den Rest des Tages in einem verdammten Krankenhaus verbringen und den Rest der Woche in einem Zelt der Boy's Brigade, unter Schmerzen und, wie ich heute vermute, mit einem gebrochenen Rückenwirbel. Andererseits war ich fein raus – meine Probleme mit Reggie hatten sich erledigt. Als er mich bewusstlos auf dem Boden liegen sah, glaubte er, er habe mich getötet.

Als ich wieder zu mir kam, war Reggie der Erste, den ich sah, und er weinte. Der härteste Junge von Shepherd's Bush schluchzte dicke fette Tränen der Schuld und der Angst. Er fühlte sich schrecklich. Nun, danach war er wie mein Schutzengel, und ich war dicke mit einem Chaplin. Ich stand mich gut mit einer rauen Familie aus einer rauen Straße. Alle behandelten mich plötzlich anders. Ich war unberührbar.

Das blieb bis zum Wechsel aufs Gymnasium so, und ab da ging sowieso alles den Bach runter. Aber ich eile meiner Geschichte voraus. Kehren wir zurück in eine Zeit vor vermutlich gebrochenen Rückenwirbeln, vor guten und schlechten Schulen. Kehren wir zurück an den Anfang.

* * *

Meine Mum hielt bis in die frühen Morgenstunden des 1. März 1944 durch, bevor sie meine Wenigkeit zur Welt brachte. Nur ein bisschen früher, und ich wäre ein Schaltjahr-Baby geworden, und das wollte sie nicht. Nur einmal alle vier Jahre Geburtstag. Das reicht einfach nicht, oder? Andererseits wäre ich dann heute erst achtzehneinhalb.

Ich hatte Glück, überhaupt geboren zu werden. Denn 1938 hatte man bei Grace Irene Daltrey – ihr könnt sie Irene nennen wie alle – eine Nierenerkrankung festgestellt. Auch nach Entfernung einer Niere verfiel ihre Gesundheit weiter, und sie zog sich auch noch Kinderlähmung zu. Zwei Jahre verbrachte sie in einem Krankenhaus in Fulham mit einer der ersten Eisernen Lungen in Großbritannien, und lange Zeit stand es auf der Kippe. Sie überlebte so gerade eben, war jedoch für die nächsten Jahre an einen Rollstuhl gefesselt.

Aus meiner Sicht noch entscheidender war, dass die Ärzte ihr erklärten, sie würde nie Kinder haben können. Hätten sie recht behalten, wäre dies ein sehr kurzes Buch geworden, doch mein Dad nahm die Herausforderung an. Als der Krieg ausbrach, ging er mit der Royal Artillery nach Frankreich, aber auch das konnte ihn nicht aufhalten. Er bekam ziemlich regelmäßig Sonderurlaub, um meine Mum zu Hause zu besuchen. Und neun Monate nach einem dieser sehr besonderen Besuche kam gegen alle Wahrscheinlichkeit ich daher: Roger Harry Daltrey.

Es war keine leichte Zeit, um ein Kind auf die Welt zu bringen. Die Leute glauben, der Blitz sei 1941 beendet gewesen. Fake News! Der März 1944 war der dritte und schlimmste Monat des »Unternehmens Steinbock«, eines fünfmonatigen Mini-Blitzes, der alles andere als klein war. Die Luftwaffe warf Bomben über ganz London ab und begann, zunehmend verzweifelt, ihre »Maikäfer« abzufeuern. Der erste schlug ein, als ich acht Wochen alt war. Einen Monat später schickten die Deutschen schon mehr als hundert dieser V1-Raketen pro Tag.

Eines ihrer Ziele war die Munitionsfabrik in Acton Green, gut zwei Meilen von der Percy Road entfernt, doch die Geschosse verfehlten sie regelmäßig. Eddie Chapman, der Doppelagent, der die Deutschen über die Zielgenauigkeit ihrer Bombenangriffe informieren sollte, übermittelte falsche Daten, sodass die Koordinaten nie korrigiert wurden. Gott sei Dank dafür, doch es bedeutete auch, dass die Straßen von Shepherd's Bush die volle Wucht der Angriffe abkriegten. Wer in der U-Bahn Schutz suchte, wusste nie, ob an der Stelle, wo vorher sein Haus gestanden hatte, nicht hinterher ein Krater klaffen würde.

Mum und ich haben vermutlich viele Nächte in den Schutzräumen der U-Bahnstation Hammersmith verbracht. Etwa eine Woche vor meiner Geburt glaubte sie während einer schwierigen Nacht einmal, dass auf dem überfüllten Bahnsteig vier bei ihr die Wehen eingesetzt hätten. So viele Jahre später fällt es schwer, sich vorzustellen, wie sie all das allein bewältigt hat, während Dad im Krieg war. Auch die dreizehn Monate, die Mum und ich in einem Farmhaus in Stranraer im Südwesten Schottlands evakuiert waren, um den schlimmsten Luftangriffen zu entgehen, müssen hart gewesen sein. Mrs. Jameson, unsere Gastgeberin, teilte ihr

Vier-Zimmer-Haus schon mit einer anderen Bauernfamilie, trotzdem schuf sie noch Raum für meine Mutter und mich sowie meine Tante Jessie und ihre beiden Töchter. Wir lebten zu fünft in einem Zimmer. Mehr als siebzig Jahre später ist es Zeit, Mrs. Jameson und ihrer Familie einen verspäteten Dank auszusprechen.

Was für Umwälzungen für eine junge Mutter, doch Irene beklagte sich nie. Selbst Jahre später habe ich weder meine Mutter noch meinen Vater je etwas Schlechtes über ihr Leben während des Krieges sagen hören. Sie sprachen nur von den guten Zeiten. Sechs Jahre Tod und Zerstörung in nie gekanntem Ausmaß, und alles war prächtig und prima.

Ich glaube nicht, dass eins von uns Kriegskindern sich täuschen ließ. Kinder sind sehr aufmerksam. Sie wissen, wann etwas nicht einfach nur prächtig und prima ist. Und in den Lücken zwischen den lustigen Geschichten erkennen sie die Wahrheit. Selbst als kleiner Junge wusste ich, dass es für meinen Dad hart gewesen war. Er hatte seinen Bruder in Burma verloren. Angeblich war dieser der Ruhr erlegen, doch er war damals als Kriegsgefangener in einem japanischen Lager festgehalten worden, also wer weiß, woran er wirklich gestorben ist. Dad hat nie direkt darüber gesprochen, doch es gab Anzeichen. Einmal waren wir auf dem Weg nach Lancing in Sussex, um meine jüngste Schwester Gillian zu besuchen, bei der ein Herzgeräusch festgestellt worden war, weshalb man sie in ein Erholungsheim geschickt hatte. Irgendwie hatte Dad uns ein großes altes Taxi besorgt; keine Ahnung, wie er das gemacht hat, aber es war die einzige Möglichkeit, sie während ihres Jahres in dem Heim jeden Sonntag zu besuchen. Es war der Remembrance-Day-Sonntag, und um kurz vor elf Uhr hielt Dad an und ließ uns wie jedes Jahr schweigend auf dem Bürgersteig Aufstellung nehmen. Dabei

bemerkte ich eine Träne, die über seine Wange kullerte. Für einen kleinen Jungen war es ein Schock, seinen Dad weinen zu sehen. Er war ein freundlicher Mann, aber irgendwie leer. Das hatte der Krieg ihm angetan. Ich weiß noch, dass er am Tag vor seinem Tod denselben Ausdruck in den Augen hatte. Das war, neun Monate nachdem meine jüngere Schwester an Brustkrebs gestorben war. Sie war erst zweiunddreißig gewesen. An jenem Tag begriff ich, dass mein Vater innerlich geweint hatte – nicht erst seit ihrem Tod, sondern seit er aus dem Krieg heimgekehrt war.

Das hat der Krieg vielen Menschen angetan. Er hat vielen Menschen etwas genommen.

Petes Dad Cliff war meinem Vater sehr ähnlich, obwohl er viel mehr redete. Ich bin sicher, die Tatsache, dass er Saxofonist in einer Band der Royal Air Force war, hat ihm geholfen, das Trauma zu bewältigen. Mein Dad wollte nur noch seine Ruhe, und das hat sich nie wieder geändert. Ich bin sicher, er war für den Rest seines Lebens vom Krieg traumatisiert.

* * *

Meine allererste Erinnerung ist die Heimkehr meines Vaters aus dem Krieg. Er war am D-Day verwundet worden, übernahm jedoch sofort eine Verwaltungsaufgabe und wurde erst Ende 1945 aus der Armee entlassen. Ich muss also etwa zwanzig Monate alt gewesen sein, vielleicht auch zwei Jahre, und möglicherweise setzt diese erste Erinnerung sich aus verschiedenen Fragmenten zusammen. Aber ich weiß noch, dass die ganze Familie zum ersten Mal im Wohnzimmer versammelt war und an den Wänden viele Stühle standen. Ich erinnere mich an das Gurtband am Stiefel eines Mannes, an seinen Rucksack und seinen Stahlhelm, und

dann an meine Überraschung darüber, dass dieser Mann, dieser vollkommen Fremde, der gerade erst angekommen war, im Bett meiner Mum schlafen durfte.

All das scheint heute so weit entfernt, dieses Leben, die Kindheit, das Heranwachsen in den Nachkriegsjahren. Es ist beinahe unmöglich, sich diese Zeit vorzustellen, wenn man sie nicht selbst durchlebt hat. Es ist kein Zufall, dass alle in meinem Jahrgang Geborenen irgendwie verkümmert waren. Meine zwei ersten Lebensjahre waren die beiden schlimmsten Jahre der Nahrungsmittelknappheit. 1945 beschlossen die Amerikaner, ihr Lend-Lease-Programm einzustellen, das es Großbritannien bis dahin ermöglicht hatte, Lebensmittel aus den USA auf Pump zu kaufen. Gleichzeitig mussten wir, sobald die Feindseligkeiten beendet waren, die verfügbaren Nahrungsmittel mit den Deutschen teilen.

Ich habe nie jemanden darüber klagen hören. Die Deutschen waren der Feind, bis der Krieg vorbei war, danach teilten wir ohne Murren. Schließlich ging es ihnen noch schlechter als uns. Daran dachte ich, als ich mit The Who 1966 zum ersten Mal nach Deutschland kam. Ich war schlicht perplex. Wie hatte es dazu kommen können, dass wir gegen diese Menschen kämpften? Sie sind uns so ähnlich. Es sind großartige Menschen. Und wir haben sechs Jahre Krieg gegen sie geführt. Es ist verrückt. Die Lebensmittelrationierung dauerte jedenfalls fast meine gesamte Kindheit an, und unser Appetit schrumpfte mit unserem Magen. Zum Frühstück gab es Porridge, zum Abendessen Brot mit Zucker. Das Kriegsbrot »National Loaf« enthielt »zusätzliches Kalzium« – das heißt, es bestand zur Hälfte aus Kalk, um uns weiszumachen, wir würden Weißbrot bekommen. Für eine Wochenration Eipulver musste man Schlange stehen.

Zweimal im Jahr gab es als besondere Köstlichkeit ein Brathähnchen. Das war damals ein großes Ereignis, dabei würden es diese Hähnchen heute gar nicht erst in ein Supermarktregal schaffen. Es waren schäbige, magere Viecher, mehr Sehnen und Knochen als Fleisch. 1998 habe ich in einer Aufführung von *Eine Weihnachtsgeschichte* im Madison Square Garden den Ebenezer Scrooge gespielt; Bob Cratchit, der arme, mies behandelte Schreiber, hatte ein Hähnchen, das doppelt so groß war wie die, die wir nach dem Krieg hatten. Und wir sollten Mitleid mit ihm haben.

Nichts wurde weggeworfen – Lumpen, Papier, Blechdosen, Schnüre oder leere Flaschen, alles hatte einen Wert. In den Regalen der Läden gab es keine Spielsachen. Man konnte nicht im Geschäft an der Ecke mal schnell einen neuen Kinderwagen oder auch nur Kinderkleidung und -schuhe kaufen. Wir trugen unsere Schuhe, bis sie Löcher hatten, und dann zeigte Dad uns, wie man sie flickte. Wie viele Leute wissen heute noch, wie man seine Schuhe flickt?

Damals war das normal, heute erscheint es fast unvorstellbar. Drei dramatische Generationen und Tausende von Meilen weiter lässt mich der Weg, den wir zurückgelegt haben, noch immer fassungslos staunen. Trotzdem kann ich mich nicht erinnern, mich jemals benachteiligt gefühlt zu haben. Tief im Innern müssen die Umstände eine Wirkung hinterlassen haben, aber oberflächlich war meine Kindheit mit Ausnahme von Reggie und seiner Decke eine glückliche.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir, wie erstaunlich die Generation unserer Eltern war. Sie haben nie wirklich viel verlangt. Sie wollten in friedlichen Zeiten leben und sich hin und wieder ein bisschen amüsieren.

Ein Schwof mit ein paar Flaschen Dunkelbier fühlte sich an wie die Party des Jahrhunderts. Alles war schlicht, doch

sie wussten, wie man mit wenig bis gar nichts Spaß hatte. Heute ist es umgekehrt. Wir haben so viel, und alles ist immer sofort verfügbar. Wohin sich das alles entwickelt, finde ich schwer absehbar. Ich bin sicher, wenn man jung ist und nichts anderes kennt, schwimmt man halt mit dem Strom. Aber vielleicht kann es mir irgendwer irgendwann mal erklären.

Bevor meine Schwester so krank wurde, gehörten die Sonntage der Familie. Wir alle, die ganze ausgedehnte Dal-trey-Sippe, begannen den Tag in der Kirche in der Ravenscourt Road. Ich sang im Chor, ein kleiner Engel, wie gesagt. Nach dem Kindergottesdienst fuhren wir dann im Konvoi mit Dads Taxi an der Spitze nach Hanwell. Es war ein Austin 12/4 Low Loader – mit einem Chassis von Strachan aus Acton und einem faltbaren Dach wie eine Nobelkarosse von Rolls-Royce. Er thronte vorn am Steuer, neben ihm Mum hinter einer provisorischen Tür auf einem Sitz, den Dad an Stelle des großen Gepäckfachs eingebaut hatte. Wir anderen saßen hinten und winkten den Fußgängern zu wie Könige ihren Untertanen. Es war fantastisch.

Direkt unter dem Wharncliffe Viaduct in Hanwell gab es einen Ort namens Bunny Park, in dem wir den ganzen Sonntagnachmittag Cricket spielten, während die Dampf-loks der Züge auf der Great Western Line über uns hinweg-donnerten. An langen Sommertagen ging das über Stunden so, und alle Cousins und Cousinen, Tanten und Onkel spielten mit.

Vielleicht habe ich nur die guten Zeiten im Gedächtnis behalten. Vielleicht mache ich das Beste daraus, genau wie unsere Eltern. Es muss Streitereien gegeben haben, doch ich kann mich nicht daran erinnern. Man sagt, ich sei ein Quäl-geist gewesen, immer zu irgendwelchen Streichen aufgelegt.

Ständig habe ich irgendwas gebaut und dabei ein Chaos angerichtet. Erinnern kann ich mich allerdings daran, dass ich für alles, was ich haben wollte, kämpfen musste. Damals wurde einem nichts auf einem Tablett serviert. Aber das war okay. Ich bezweifle, dass mein Leben gelaufen wäre, wie es gelaufen ist, wenn ich diese spezielle Lektion nicht sehr früh gelernt hätte.

* * *

Wir lebten in einer Mietwohnung in der Percy Road 16. Meine Tante Jessie und mein Onkel Ed wohnten mit meinen drei Cousinen – Enid und Brenda, beide älter als ich, sowie der Jüngsten, Margaret – im Erdgeschoss, meine Mum, ich und der fremde Mann mit den Soldatenstiefeln, der sich als mein Vater entpuppte, im ersten Stock. Wir hatten zwei Zimmer plus ein Wohnzimmer und eine Küche, in der es ein wenig eng wurde, als meine beiden Schwestern hinzukamen. Hinter der Küche eine kurze Treppe hinunter lag ein gemeinsames Badezimmer. Ich war der einzige Junge und musste das Bad mit zwei Schwestern und drei Cousinen teilen. Fünf Mädchen gegen einen Jungen. Ich habe gelernt, die Beine zusammenzukneifen. Meine Tante und mein Onkel waren treue Labour-Anhänger, und als ich älter wurde, nahmen sie uns immer zu geselligen Wochenenden der Labour Party mit – rauchgeschwängerte Bürgerzentren und Bier. Ich habe mit meinem Dad nie über seine politischen Ansichten gesprochen. Er hätte eigentlich auch Labour-Anhänger sein müssen, aber aus Gründen, die nie ganz klar wurden, hasste er die Partei. Er sagte bloß, sie würden nur Scheiße labern.

Meine Cousinen waren im Übrigen sehr intelligent. Sie redeten endlos über Dinge, die sie am Tag in der Schule gelernt hatten, und ich hörte fasziniert zu. Wie die meisten Kinder

hatte ich Lust aufs Lernen. Die hatte das System noch nicht aus mir herausgeprügelt. Enid war eine frühe Modeanhängerin. Sie stand auf Typen, die sie Beatniks nannte, die mit ihren Zauselbärten und zu weiten Strickpullovern für mich jedoch aussahen wie alte Männer. Die Mädchen kleideten sich wie Doris Day und hörten traditionellen Jazz, der auf jeden Fall lebendiger klang als das, was die Billy-Cotton-Band jeden Sonntag zur Mittagszeit im Radio spielte.

Enid und Brenda bestanden ihr Abitur und studierten. Keine Ahnung, woher sie ihre Intelligenz haben. Es ist erstaunlich. Lorna, die ältere Schwester meiner Mum, hat einen Elektriker namens Ernie geheiratet. Die beiden hatten zwei Söhne, von denen einer mit vierzehn ein Studium in Oxford begann. Heute sind beide führende Nuklearphysiker. Wer hätte gedacht, dass ich Nuklearphysiker in der Verwandtschaft habe? Alle meine Cousins und Cousinen haben es mithilfe des Grammar-School-Systems geschafft. Sie waren die intelligente Arbeiterklasse, die Grammar-School-Generation, die Großbritannien nach dem Krieg wiederaufgebaut hat, und sie haben es weit in der Welt gebracht. Das beweist, dass das System funktionierte. Nur für mich nicht. Ich glaube, ich habe mich mehr an der Konformität abgekämpft als an dem Lernstoff an sich. Ich war rebellischer als meine Cousinen und Cousins. Ich konnte es nicht leiden, wenn mir jemand sagte, was ich tun sollte.

Nein, das stimmt nicht. In der Boy's Brigade habe ich gern Befehle befolgt und auf den Schultern des Sergeants laut muntere Lieder gesungen, während die Truppe in Formation am Strand auf und ab paradierte. In der Grundschule habe ich mich auch gern an Regeln gehalten. Ich habe es geradezu geliebt. Ich verstand mich gut mit den Lehrern. Ich war Klassenbesten. Der Weg zur Victoria Junior Boys'

School war für mich der schönste Teil des Tages. Wie viele Kinder können das von sich sagen?

Ich musste eine kurze Hose, ein Unterhemd und einen Pullover tragen. Dieser Pullover war die einzige Wolke an meinem ansonsten klaren und blauen Himmel. Er war aus Wolle. Keine angenehme, weiche Lammwolle. Wir reden von den 1950er-Jahren. Es war dicke, kratzige Wolle. Schafswolle. Pferdewolle. Stahlwolle hätte wahrscheinlich weniger gejuckt. Jahrelang musste ich diesen Pullover tragen, und ich hasste es. Als ich acht war, kaufte mir meine Mum dann ein graues Flanellhemd, das mir alles bedeutete.

Mum erklärte mir, ich könne es nur zwei Tage hintereinander tragen, weil es dann gewaschen werden müsse. Das hieß: zurück zu dem grässlich juckenden Kratzpulli. Also stand ich um sechs Uhr morgens auf, wusch, trocknete und bügelte das Hemd, damit ich es jeden Tag tragen konnte. Ich war ein Sklave der Mode. Oder der Bequemlichkeit. Mein Klassenlehrer in den letzten drei Jahren der Grundschule hieß Mr. Blake, und ich liebte ihn beinahe so sehr wie dieses Flanellhemd. Er brachte mir viel über Geografie, Geschichte und all die Dinge bei, für die ich mich interessierte. Er machte Schulausflüge mit uns, abwechslungsreiche Unternehmungen, und wir lernten auf ganz natürliche Weise, was die beste Methode ist. Außerdem glaubte er, dass ich Potenzial hatte. »Ein Junge mit breit gefächerten Interessen – praktisch, intellektuell, musikalisch und sportlich«, schrieb es 1955 in mein Zeugnis. Ich hätte auch Nuklearphysiker werden können.

In jenem Sommer bestand ich den Test fürs Gymnasium und »gewann« einen Platz an der Acton County Grammar School. Gleichzeitig wurde Dad bei Armitage Shanks, einer Sanitärkeramikfabrik, befördert, und auch unsere Familie

stieg in der Welt auf. Wir zogen zwei Meilen weiter nach Westen, in den grünen Doppelhaushälften-Luxus der Fielding Road 135 in Bedford Park. Wir hatten unser eigenes Badezimmer, unseren eigenen Garten vor und hinter dem Haus. Es war der Traum jeder aufstrebenden Arbeiterfamilie. Aber mir war das alles gleichgültig. Ich wollte nicht umziehen. Ich wollte nicht weg von meinen Freunden. Zwei Meilen hätten ebenso gut eine Million sein können. Für mich fühlte es sich an, als wären wir auf den Mars gezogen.

ZWEI

SCHOOL'S OUT

Bereits nach den ersten zwei Wochen an meiner neuen Schule wusste ich, dass das Ganze ein furchtbarer Fehler war. Die Kinder kamen aus Vierteln wie Greenford und Ruislip, Viertel mit Bäumen, Rasenflächen und breiten Bürgersteigen. Sie sprachen mit einem Mittelschichtakzent, »schnöselig« hätten meine Kumpel und ich gesagt. Es war nicht nur ein anderer Akzent, es war eine andere Sprache. Ich verstand kein Wort von dem, was sie sagten.

Dass ich sehr dürr war und komisch aussah, half auch nicht weiter. Ich übertreibe nicht. Ich sah wirklich ... merkwürdig aus. Wegen des Unfalls. Nicht der Unfall, sondern ein anderer. Es passierte, vier Jahre bevor ich in der höheren Schule aufschlug. Wir machten Urlaub im Bungalow meiner Tante in Bournemouth. Nebenan war eine Baustelle. So war das damals. Viele Häuser waren zerbombt worden. Die Menschen hatten keine Bleibe. Sobald ein Haus gebaut war, zog man ein, auch wenn alle anderen Häuser in der Straße noch nicht fertiggestellt waren. Es war normal, von Baustellen umgeben zu sein und auf Baustellen zu spielen. Also lungerte ich auf dem Nachbargrundstück herum und spielte wahrscheinlich Cowboy und Indianer.

Dabei stolperte ich über eine Maurerschnur und landete auf dem Kinn.

Mum brachte mich ins Krankenhaus, wo man mich untersuchte und meinte, dass alles okay sei. Ich weiß nicht, was es mit mir und Krankenhäusern auf sich hat. Immer wenn die Ärzte sich etwas ansehen, was augenscheinlich nicht in Ordnung ist, stellen sie fest: »Alles okay.« Also kehrte ich mit der Diagnose »dem Anschein nach alles bestens« heim. Vierundzwanzig Stunden später war mein Kiefer dick angeschwollen. Wenn wir in den darauffolgenden Tagen den Bungalow verließen, weigerte ich mich, von der Rückbank von Dads Taxi zu steigen, weil verglichen mit mir sogar der Elefantenmensch aussah wie Frank Sinatra. Die Leute auf der Straße starrten mich an, und ich saß bloß da und tat mir selbst leid.

Es wurde nicht besser. Mein Kinn schwoll immer weiter an und pulsierte schon, als Mum mich zurück in die Notaufnahme brachte. Während wir auf den Arzt warteten, passierte etwas. Mit einem Mal stank es fürchterlich. Alle starrten sich gegenseitig vorwurfsvoll an. Wer war so taktlos gewesen, in der Notaufnahme einen fahren zu lassen?

Ich war es nicht, flehte ich stumm, als alle Blicke sich auf mich richteten. Aber dann spürte ich es. Mein Hemd, mein geliebtes Flanellhemd, war feucht. Die Entzündung in meinem Kiefer war aufgeplatzt. Diesmal wurde ich geröntgt, und man stellte fest, dass mein Kiefer an drei Stellen gebrochen war. Ich erzähle diese Geschichte aus zwei Gründen.

Erstens weil man wissen muss, dass ich auffiel wie ein bunter Hund, als ich durch das Tor der Acton County Grammar School spazierte. Und zweitens weil ich, nachdem mein Kiefer verheilt war, nie mehr Schmerz verspürte, wenn jemand mir ins Gesicht schlug. Das ist wahrscheinlich ziem-

lich wichtig. Wäre ich mit einem Glaskinn durchs Leben gegangen, hätten sich die Dinge vermutlich ganz anders entwickelt.

In einer Schule mit einem hohen Anteil an feinen Pinkeln, die selbstverständlich erwarteten, dass die Neuanfänger ihre Diener waren, wollte man auf keinen Fall auffallen wie ein bunter Hund. Sehr bald und vorhersehbar wurde ich gehänselt und gegängelt. Mein Spitzname war Trog, was mich bis heute ärgert.

Eine Lieblingsbeschäftigung der älteren Jungen bestand darin, mich an den Maschendrahtzaun um den Schulhof zu hängen. Sie zwangen mich dazu, mich möglichst weit oben mit den Händen daranzuklammern, und hoben dann meine Füße an, bis ich in der Horizontalen war. Und wenn meine Arme dann müde wurden: rumms. Das liebten sie wirklich. Ich hatte mich noch nie so elend gefühlt.

Es dauerte nicht lang, bis ich anfang, die Schule zu schwänzen und den ganzen Tag allein durch die Stadt zu spazieren. In Dukes Meadows lief ich am Flussufer auf und ab, auf und ab, brüllend hungrig und einsam, verzweifelt einsam. Dort unten am Fluss war die Luft frisch, und es war wunderschön, wild und grün, aber ich dachte nur: Wenn das Leben so ist, will ich nicht hier sein. Ich will nicht auf dieser Welt sein. Ich hatte Anflüge von Selbstmordtendenzen.

Ich glaube, mein Leben fühlte sich besonders schlimm an, weil es Lichtjahre von dem glücklichen Teil meiner Kindheit entfernt schien, der so plötzlich zu Ende gegangen war.

Heute scheint mir diese Zeit sehr weit weg. Und das ist sie auch. Es ist sechzig Jahre her. Aber an einen Tag kann ich mich noch erinnern, als ob es gestern gewesen wäre. Es war ein Freitag, das Ende einer langen Woche. Ich lungerte in

der großen Pause allein auf dem Schulhof herum, bemüht, nicht allein zu wirken, sondern mit irgendwas beschäftigt. Ich blickte in meine Zukunft und erkannte, dass mir noch Jahre dieses Lebens bevorstanden. Es schien endlos. Als ich an dem Tag von der Schule nach Hause ging, fühlte ich mich vollkommen leer. Niemand war da. Ich suchte die Schlaftabletten meiner Mum. Dann saß ich einfach da und starrte das Fläschchen an, bevor ich vier oder fünf Tabletten schluckte. Mum und Dad konnten sich nicht erklären, warum ich danach achtundvierzig Stunden durchschlief. Ich nehme an, sie hielten es für eine Folge des Wachstums.

Es half auch nicht, dass meine Lehrer nicht mit mir kommunizieren konnten. Es gab keinen Mr. Blake. Der einzige Lehrer, den ich mochte, war Mr. Hamilton, der Fachlehrer für Metallbau. Es gab einen Mathelehrer, der mich hasste, weil ich Mathe hasste. Ich kriegte es einfach nicht in den Kopf. Ich weiß nicht, warum man nicht feststellen kann, welche Kinder gut in Mathe sind und welche nicht, damit man die einen weitermachen und die anderen damit in Ruhe lassen kann. Das haben wir bis heute nicht hingekriegt. Es ist Wahnsinn. Natürlich hilft es im Leben, wenn man ein paar Zahlen addieren kann, aber das konnte ich. Was glaubt ihr, wie ich sonst dahintergekommen bin, um welche Summen wir betrogen wurden, als The Who in den 1970er-Jahren anfangen, richtig Geld zu verdienen? Aber Algebra? Trigonometrie? Sinus, Cosinus, Tangenten und der ganze Kram? Tut mir einen Gefallen: für jeden das, was zu ihm passt.

Dann gab es noch unseren Klassenlehrer Mr. Watson, der Elvis verachtete. Wie konnte man Elvis verachten? Ich hatte drei Jahre lang denselben Englischlehrer, und er hat uns zu Beginn jeder Unterrichtsstunde immer ein Lehrbuch hin-

geknallt, sich eine Pfeife angezündet, die Füße hochgelegt und die *Racing Post* durchgelesen. Er hat uns nie etwas beigebracht. Dann gab es die Musiklehrerin Mrs. Bowen. Sie kam uns ständig mit Punkten auf Linien, die mir rein gar nichts sagten. So geht ein Bach-Choral. Das ist eine Achtelnote. Das ist eine Viertelnote. Das ist dies. Das ist das. Ich konnte es nicht ausstehen. Wo blieb die Musik? Ihre Antwort? Sie erklärte mir, dass ich bestimmt niemals von der Musik leben würde.

Ich wollte bloß in Ruhe gelassen werden und auf meiner Gitarre spielen. Im Sommer 1956 hatte ich mir nach eigenen Plänen eine Art Gitarre gebaut, und sobald ich den ersten Akkord gespielt hatte, war ich Feuer und Flamme. Das war das Problem mit der Schule. Ich konnte mich konzentrieren, wenn ich wollte. Ich konnte alles schaffen, was ich wollte, aber das System ließ einem keinen Spielraum. Man musste im Klassenzimmer stillsitzen. Man musste sich an ihre dummen Regeln halten. Man musste tun, was sie wollten, wann sie es wollten. Das konnte ich nicht. Ein Jahr lang ertrug ich den Mist – im Unterricht herumkommandiert und außerhalb gegängelt und schikaniert zu werden –, bevor ich schließlich reagierte. Als einer der Rüpel es in einer Mittagspause wieder auf mich abgesehen hatte, packte ich einen Stuhl und schlug heftig zu. Danach hielten alle Abstand. Der Stuhl hatte das Blatt gewendet.

Ich glaube nicht, dass ich je selbst zum Schulhofrabauken geworden bin. Ich lernte, mich zu verteidigen, und ich lernte, nicht jeden Mist hinzunehmen, aber ich habe nie aktiv Ärger gesucht. Pete sieht das offenbar anders. Es passt zu seiner Geschichte darüber, was später passiert ist. Also behauptet er, sich zu erinnern, wie ich mich in der Schule in Acton mit einem Chinesen aus dem Jahrgang unter mir ge-

prügelt hätte. Ich schwöre, auf der ganzen Schule gab es keinen einzigen Chinesen.

Heute bin ich im Grunde ein unglaublich friedfertiger Typ und meiner Meinung nach auch fair. Aber damals war ich wohl ziemlich jähzornig. Die Lunte meiner Kämpfen-oder-fliehen-Sicherung war kürzer als der Schwanz eines Kolibris – und ich entschied mich jedes Mal fürs Kämpfen. Außerdem hatte ich eine Menge angestaute Energie, und wenn sich der rote Nebel senkte, war ich wie eine detonierende Bombe. Sobald ich den leisen Verdacht hatte, dass jemand mich angreifen wollte, schlug ich zu – als Erster. Als die Leute das begriffen, ließen sie mich in Ruhe, und wenn nicht, dann hatten sie es normalerweise auch verdient.

* * *

Die einzige Prügelei, von der ich mich erinnern kann sie angestiftet zu haben, bereue ich bis zum heutigen Tag. Ich war vierzehn, das Alter, in dem man sich noch als Macho beweisen will, und ein Freund und ich rangelten im Aufenthaltsraum herum. Es fing spielerisch an, aber als er sich ernsthaft vor mir aufbaute und erklärte, er würde mich fertigmachen, brannte bei mir eine Sicherung durch. Der rote Nebel senkte sich. Bevor mir bewusst war, was ich tat, war ich über eine Bank gesprungen und hatte angefangen, ihn zu schlagen und zu treten. Ich hätte ihn um ein Haar umgebracht und fühlte mich sofort schrecklich.

Um alles noch schlimmer zu machen, war der Typ mit einer Bande befreundet, die sich die Acton Teds nannten. Es war eine ziemliche Schlägertruppe – Acton-Acton, nicht die gymnasiale Variante. Sie wohnten in Vale, dem Sozialwohnungsblock in der Acton Lane auf der anderen Seite der Gleise von British Steel Pressings. Die Gleise sind längst ver-

schwunden, aber damals waren sie die Berliner Mauer der 1950er-Bandenkultur von West-London, eine Grenze, die ich jedes Mal überqueren musste, wenn ich die halbe Meile von der Schule nach Hause ging. Und der Typ, den ich halb totgeschlagen hatte, war Mitglied dieser Bande. Großartig.

Er erzählte seinen Kumpels, dass ich ihn verprügelt hatte, und ab sofort stand ich auf ihrer Liste. Sie würden ihre Rache bekommen, und zwar eher, als ich vermutet hatte. Am Sonntag nach der Prügelei schaute ich mir im Ealing Common ein Fußballspiel meiner Freunde an. Ich war selbst kein besonders guter Fußballer. Ich guckte nur gern zu, scherzte ein bisschen herum und hatte meinen Spaß. In der Mitte der ersten Halbzeit kamen sieben Acton Teds in ihrer Teddy-Boy-Kluft auf mich zu. Ihr Anführer war ein Typ namens Johnny Craft, ein Fassmacher der Fuller's Brewery. Auch die Williams-Brüder aus der Acton Lane waren dabei. Sie wollten kurz mit mir plaudern.

Flüchten kam nicht infrage.

Wenn man abhaut, wendet man ihnen den Rücken zu. Wenn man losrennt, ist man tot. Außerdem war ich kein besonders guter Sprinter. Sie umringten mich, und der kleine Johnny Craft – er war etwa so groß wie ich, aber er war Fassmacher, also musste er ein harter Bursche sein – sagte: »Du hast meinen Kumpel zusammengeschlagen.«

»Ich weiß. Es tut mir wirklich sehr leid«, erwiderte ich. Nicht nur, weil es mir wirklich sehr leidtat, sondern auch, weil sie zu siebt waren.

Ungerührt von meiner Entschuldigung, antwortete Johnny, dass ich jetzt dran sei, und fing an, mich zu schlagen. Ich wehrte mich nicht, denn sich zu wehren, ist noch gefährlicher.

Genau das wollten sie. Dann würden sie sich alle auf

mich stürzen. Schließlich zog Johnny verzweifelt einen großen Schlagstock aus Holz und fing an, damit auf mich einzuprügeln. Seine Kumpel sagten, ich müsse mich wehren, und in dem schrecklichen Moment einer Oh-Scheiße-Offenbarung wurde mir bewusst, dass ich keine Wahl hatte. Passiver Widerstand funktionierte nicht. Also schlug ich Johnny ins Gesicht.

Seine Nase platzte auf.

Überall war Blut. Seine Kumpel sahen noch angepisster aus als vorher.

Ach, du Scheiße, dachte ich. Warum hatte ich ihn nicht irgendwohin schlagen können, wo es nicht so heftig geblutet hätte? Warum hatte ich ihm nicht einfach in die Eier getreten? Der Kreis um mich schloss sich noch enger, und in seiner Mitte sah ich mich Mickey Dignan gegenüber, der einen furchtbaren Ruf als Messerstecher hatte, wie jeder wusste, der irgendeine Ahnung von den Acton Teds hatte. Seinem schrecklichen Ruf getreu hatte Mickey schon sein Taschenmesser gezückt. Jetzt hatte ich wirklich Probleme.

Ruhe in Frieden, Roger Harry Daltrey.

Lange vor seiner Blüte niedergestreckt.

Und alles nur, weil ich am Mittwoch im Aufenthaltsraum ausgerastet war. Etwa zehn Minuten später, als mir lieb gewesen wäre, wurde ich von ein paar älteren Typen gerettet, die auf einem anderen Platz Fußball spielten. Sie bemerkten, was vor sich ging, kamen rüber und wiesen darauf hin, dass sieben gegen einen ein bisschen unfair sei. Die Vale Teds zogen sich zurück. Bevor Mickey sein Taschenmesser einsteckte, flüsterte er mir noch zu, dass ich markiert sei.

Das wäre das Ende der Geschichte gewesen, wenn ich nicht mit Barbara Mason zusammengekommen wäre. Barbara war meine erste Freundin. Sie war ein wunderschön-

nes, reizendes Mädchen, weit oberhalb meiner Liga. Sie fand mich attraktiv, weil ich Sänger in einer Band war. Sie wohnte in den Fertighäusern in East Acton, die von der Regierung hastig hochgezogen worden waren, um die Wohnungsnot zu lindern. Und der einzige Weg von unserem zu ihrem Haus führte direkt an Mickey Dignans Haus vorbei. In dem Alter – in jedem Alter – würde man alles tun, um zum Haus seiner Freundin zu kommen, vor allem wenn sie älter ist als man selbst und etliche Zentimeter größer. Also trug ich mitten im Hochsommer Mäntel mit hochgeschlagenem Kragen und beschissene Mützen oder Kappen, um unversehrt zu Barbaras Haus zu gelangen.

Dafür musste ich die feine Witterung eines Kaninchens entwickeln. Außerdem verbreitete ich das Gerücht, ich würde eine Axt bei mir tragen, was zwar nicht besonders Kaninchen-like war, aber die Leute glaubten mir. Es ging nur ums Image, eine Erfahrung, die mir in meinem späteren Leben als Frontmann von The Who vermutlich sehr geholfen hat.

* * *

Am 1. März 1959, meinem fünfzehnten Geburtstag, flog ich von der Schule. Das hatte sich wahrscheinlich schon eine Weile angebahnt. Ich war beim Rauchen erwischt worden. Ich war beim Schwänzen erwischt worden. Ich störte im Unterricht, weil ich von meinen Lehrern bloß in Ruhe gelassen werden wollte. Außerdem war ich zum inoffiziellen Schulschneider geworden, was ihnen vermutlich mehr als alles andere ein Dorn im Auge war. Für einen Shilling bot ich den Service an, Schuluniformen »aufzuschicken«. Mum hatte eine Nähmaschine, mit der ich ziemlich gut umgehen konnte. Ich ändere bis heute meine Jeans selbst. Meine da-

maligen Kunden kamen mit weiten grauen Hosen und gingen mit Röhren. Außerdem nähte ich das Schulwappen leicht schräg versetzt auf ihre Jacken. Sie verwandelten sich vom Stolz ihrer Eltern und von engelhaften Gymnasiasten in Prachtexemplare des neuesten Jugendschicks der späten Fünfzigerjahre.

Die Mitschüler standen Schlange bei Daltreys Maßschneiderei GmbH, was die Autoritäten bestimmt stinkwütend gemacht hat. Ich fummelte buchstäblich am Stoff des Establishments herum.

Der Tropfen, der das Fass schließlich zum Überlaufen brachte, war ein Kügelchen aus einer Luftpistole, die ich nicht abgefeuert hatte. Folgendes ist geschehen, Euer Ehren: Wir guckten damals eine Menge Kriegsfilme, und weil wir Kinder waren, spielten wir oft Soldaten. Bewaffnet waren wir mit Luftpistolen. Keine besonders schlagkräftigen Luftpistolen – man konnte kaum von einer Wand zur gegenüberliegenden schießen –, auch wenn die Gesundheits- und Sicherheitsbestimmungen das heute vielleicht anders sehen und in diesem ganz speziellen Fall vielleicht sogar recht haben würden. Aber wir waren wie gesagt Kinder, und ich war ein Kind, das keine Regeln mochte, und eine der Regeln lautete, dass man keine Luftpistole mit in die Schule bringen durfte.

Also brachte ich meine Luftpistole mit in die Schule.

Wir alberten nach dem Fußball in der Umkleidekabine herum, und mein Kumpel, nicht ich, feuerte die Waffe ab. Das Kügelchen prallte von der Wand ab und traf einen anderen Freund ins Auge. Es war ein verrückter Unfall, ein Eins-zu-einer-Million-Zufall, aber die Hölle brach los, und weil es meine Luftpistole war, bekam ich natürlich die Strafe ab. Das war nur gerecht. Hätte ich die Pistole nicht mitgebracht,